



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kriegsführung im Mittelalter. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kriegsführung im Mittelalter.

2.

Vorbereitungen zur Schlacht. — Aufstellung des Heeres. — Angriff. — Kampf und Sieg. — Verwundete, Aerzte und Gefangne. — Beute und Bestattung der Gefallenen. — Siegesmale und Kriegsgerichte.



igentümlich ist der hin und wieder vorkommende Brauch der mittelalterlichen Fürsten und Feldherren, Schlachten wie große Duelle anzusehen und deshalb Ort und Zeit des Kampfes mit dem Feinde zu verabreden. Nahte dann der Schlachttag, so herrschte in beiden Heeren die größte Rührigkeit. „Die Rüstungen wurden blank gepuzt, der Rost wurde von den Helmen gewischt, man schliß Schwerter und Dolche und befestigte, falls es nöthig, die Riemen der Schilde. Die Schleudrer besserten ihre Schleudern aus und gossen Bleikugeln, die Bogenschützen füllten ihre Böcher mit Pfeilen.“

Unterdeß entwarf der Feldherr mit seinen Rathgebern den Schlachtplan, wobei es mancherlei zu erwägen gab. „Der König, die Fürsten, der Heerführer müssen,“ sagt der im vorigen Abschnitte bereits citirte kriegskundige Cardinal Megidius Colonna, „ehe sie eine offene Schlacht wagen, zunächst sechs Punkte ins Auge fassen: auf welcher Seite mehr Soldaten sind, ferner, welche geübter, welche stärker im Ertragen von Strapazen, welche körperlich härter, welche anstelliger, endlich, welche kühner und von Natur mannhafter sind. Dann wird der vorsichtige Anführer, je nachdem er sieht, daß sein Heer an jenen Eigenschaften Ueberfluß oder Mangel hat, die Schlacht beschleunigen oder verschieben, offen oder durch Kriegslisten und heimlich Krieg führen . . . Sodann aber sind noch sechs Punkte zu überlegen: erstens, auf welcher Seite mehr und bessere Pferde sind, zweitens, auf welcher man bessere Bogenschützen hat und überhaupt besser bewaffnet ist, drittens, wo mehr Lebensmittel vorhanden sind; denn manchmal kommt es gar nicht zum Fechten, sondern die Gegner ziehen sich wegen Mangels an Proviant und Futter zurück und dürfen sogar wegen dieser Noth keine Zeit damit verlieren. Viertens ist der Ort der Schlacht zu beachten: wer auf höherem und sonst vortheilhafterem Terrain steht. Fünftens muß auch die Zeit bedacht werden: ob zur Zeit des Kampfes die Sonne den eignen Leuten oder den Feinden gegenübersteht, ob ein Wind der eignen Truppe oder dem

Gegner Staub entgegenweht . . . Sechstens ist darauf zu merken, auf welcher Seite mehr Hilfstruppen zu erwarten sind. Denn wenn die Feinde mehr Verstärkung zu hoffen haben, so ist der Kampf nicht rathsam oder die Schlacht muß beschleunigt werden; wenn man dagegen selbst Aussicht auf Zuzug hat, so ist der Beginn des Angriffs zu verlegen . . . Wenn der Feldherr und sein Kriegsrath beschließen, daß nicht gekämpft werden soll, so darf dies nur wenigen mitgetheilt werden, damit die Soldaten nicht aus Furcht fliehen und von den nachsetzenden Feinden niedergemacht werden. Das Heer muß glauben, sein Anführer wolle an einer andern Stelle einen Hinterhalt bereiten und den Feind um so heftiger bekriegen. Auch letzterer darf nicht merken, daß man sich zurückzieht. Darum betreiben das viele lieber zur Nachtzeit als am Tage, und manche wenden die Vorsicht an, daß sie die Ritter den Gegnern in Schlachtreihe gegenüberstellen und sie auf diese Weise hindern, das Fußvolk zu sehen, das nun heimlich abzieht. Ist dies geschehen, so können die Ritter leichter die Vorstöße der Feinde vermeiden. Zu beachten ist auch, daß, wenn man so der Schlacht ausweicht, die Reihen sich niemals theilen und zersplittern dürfen . . . Der Heerführer muß auch erforschen, ob ein Ort in der Nähe ist, in den das Heer flüchten kann, wenn es vom Feinde geschlagen werden sollte."

War die Schlacht beschlossen, so wurden zunächst die Truppen in Schlachthäufen eingetheilt, in denen sie zu fechten hatten. In einem solchen Körper waren gewöhnlich sowohl Ritter als Fußsoldaten vereinigt, bisweilen bestanden sie aber auch bloß aus Reitern oder Fußvolk. Eine solche Abtheilung hieß bei den Deutschen *Rotte* oder *Schaar*; jede hatte ihren besondern Befehlshaber.

Ueber die Taktik der mittelalterlichen Heerführer sind wir nur mangelhaft unterrichtet. „Am Tage der Schlacht bei Arsuf (7. September 1191) führten (nach dem *Itinerarium regis Ricardi*) die erste *Schaar* des Kreuzfahrerheeres die *Templer*. Nach ihnen marschirten reihenweise geordnet die *Britten* und die von *Anjou*, und hinter diesen kam in dritter *Schaar* der König *Guido* mit den Leuten aus *Poitou*. Die vierte Abtheilung bildeten die *Normannen* und *Engländer*, welche das königliche Banner trugen, und den Schluß machte die *Schaar* der *Hospitaliter*. Die letzte bestand aus erlesenen Rittern, war in *Schwadronen* gegliedert und ritt so dicht geschlossen, daß bei ihr kein *Apfel* zur Erde gekommen hätte. Vom Heere der *Sarazenen* reichte das christliche bis an das Meer . . . Der Graf *Heinrich* von der *Champagne* hielt mit Fußvolk auf der Bergseite *Wacht*. Die allerletzten waren die *Bogen-* und *Armbrustschützen*. Die *Packthiere* und die *Wagen* zogen auf dem Wege zwischen der *See* und dem Heere hin, damit sie nicht von den Feinden angegriffen würden. So rückte das Heer allmählich vorwärts, immer darauf achtend, daß es im Zusammenhange blieb;

denn minder dicht geschlossene Schlachtreihen taugen weniger zum Widerstande. Der König Richard und der Herzog von Burgund sprengten mit einem Gefolge erlesener Ritter hierhin und dahin, beobachteten auf allen Seiten, zur Rechten und zur Linken, und erwogen sorgsam die Gewohnheiten der Türken und ihre Lage, um, je nachdem es förderlich erschien, den Vormarsch des Heeres zu beschleunigen.“ Wie in der nun folgenden Schlacht die Stellung der Christen war, erfahren wir nicht.

Auch aus Hegidius Colonna ist über die Taktik seiner Zeit nicht viel zu lernen. Er meint, die quadratische Schlachtordnung dürfe nur angewendet werden, wenn das Terrain sie verlange. Zur Vertheidigung sei die runde am besten geeignet, und zwar seien bei ihr die tüchtigsten Krieger in die erste Reihe zu stellen. Sei der Feind an Zahl schwach, so müsse man sich ihm gegenüber zangen- oder hufeisenförmig aufstellen, weil er dann leicht zu umfassen sei. Für den Angriff sei die pyramidale Ordnung die beste. Die Zahl der Schlachthaufen müsse sich nach derjenigen der Soldaten richten, über welche man verfüge, tüchtige und erprobte Leute seien an die Ecken der Schaaren und wo sonst die Gefahr am größten sei, einzureihen. Endlich müsse man bei jeder Schaar einige ausgezeichnete Ritter für Nothfälle in Reserve halten.

Den Mittelpunkt der ganzen Aufstellung bildete die Hauptfahne oder der Fahnenwagen. Hierher wurden die Kranken, die während der Schlacht verwundeten und die in derselben gefallenen vornehmen Krieger gebracht.

Am Abend vor dem Kampfe beichteten die Ritter und Soldaten, verfügten für den Fall, daß sie blieben, über ihr Besizthum, prüften die Harnische noch einmal sorgfältig und legten sich die Waffen und ihren Kriegsschmuck zurecht. Brach dann der Tag der Schlacht an, so hatte man es gern, wenn das Wetter hell und der Himmel blau war. Die Wahlstatt sollte möglichst eben gestaltet und ohne Buschwerk, Thäler und Hügel sein. Früh wurde eine Messe gelesen, und wer das Bedürfniß empfand, empfing noch das Abendmahl. Dann rief ein dreifaches Hornsignal die Krieger auf, sich für den Kampf in Bereitschaft zu setzen. Der Fürst oder Feldherr feuerte seine Leute durch eine Ansprache an, in welcher er den Siegern reiche Belohnung verhiess oder sie an ihre Damen erinnerte und sie aufforderte, denselben Ehre zu machen. Darauf rückten die Schaaren in die Schlachtordnung ein, und zwar so dicht geschlossen, daß, wie es bei Guiart heißt, „ein auf sie geworfener Handschuh nicht zur Erde gefallen wäre und ein Ball von einer Truppe zur andern hätte geworfen werden können.“ Voran marschirte das Fußvolk, welches die Schlacht zu eröffnen bestimmt war. Dann folgten mit eingelegten Lanzen die Ritter, die an der Spitze die „Avantbataille“ hatten. Zu Anfange des 14. Jahrhunderts hatte man auch schon eine Art Artillerie in der Schlacht, die schwere Steine schleudernden

Petrarien und die leichtern Springales, mit denen große Pfeile abgeschossen wurden.

Vor der Schlacht auf dem Marchfelde sprach der Bischof von Basel mit lauter Stimme das kurze Gebet:

Sant Marei, Mutter und Maid,
Alle unsre Noth sei dir geklagt (geklagt).

Die Czechen aber riefen: „Gospodina pomiloido!“ (Herr, erbarme dich!) Denselben Vers wie der Bischof fingen 1190 die Christen bei einem Ausfalle aus Afrika, und 1298 wird er in der Schlacht bei Gellheim angestimmt. Vor der Schlacht bei Bouvines, 1214, herrscht zunächst Stille, nur die Herolde rufen „Harou!“ und beklagen die unvermeidliche Mezelei, dann ziehen sie sich zurück.

Noch ist Zeit zur Vorbereitung, und die Ritter können noch einmal absteigen und die Sättel fester gurten. Sind beide Gegner zum Gefechte bereit, so stimmen die Krieger ihren Schlachtgesang, das „Wicliet,“ an, das Zeichen zum Angriffe wird gegeben, die Fahmenträger senken die Lanzen, und die Schlacht beginnt. Die Normannen fingen bei Hastings das Rolandslied, welches ihnen der Ritter Taillefer vorsingt. Ist der Gesang mehr erbaulicher Natur, wiederholt sich darin namentlich der Ruf: „Kyrie eleison“ öfters, so heißt das ganze Lied „Leis.“ In der Schlacht bei Gellheim stimmen die Soldaten den Leis: „In Gottes Namen fahren wir“ an. Desgleichen thun die lustigen Gefellen in „der Wiener Meerfahrt,“ die so lange gezecht haben, bis sie auf einem Kreuzzuge zu sein vermeinen. Ein Bruchstück aus einem Kreuzfahrer-Leis, das im „Herzog Ernst“ erhalten ist, lautet:

Nu helf uns das heilige Grab
Und der sich durch uns darin gab
Mit sinen herren Wunden,
Das wir zu Jerusalem funden
Werden frohliche
Und in dem Himmelriche
Gott gebe uns der werden Lohn
Und singen: Kyrie eleison.

Mit lautem Kriegsgeschrei dringen darauf die Schaaren auf einander ein. Die Franzosen rufen: Monjoie, Saint Denis!*), die Normannen Dex aiel (Gott helfe), der deutsche Kaiser hat das Kriegsgeschrei „Rom,“ andere Schlachthaufen sammeln sich, indem sie den Namen ihres Heimatlandes oder ihrer Hauptstadt schreien, der Schlachtruf der Kreuzfahrer ist: „Hilf uns, heiliges Grab!“ oder: „Saint sepulcre aie!“ Auch den Sarazenen und Türken, die, wie

*) Dies wird lateinisch bald mit Montis gaudium, bald mit Meum gaudium wiedergegeben und soll das Königsbanner bedeuten.

wir wissen, ihre Angriffe gleichfalls mit lautem Geschrei begleiteten, legen unsere Dichter solche Rufe in den Mund. Der Pfaffe Konrad läßt die Heiden des Königs Baligan den Namen von dessen Säbel „Preciosa“ als Feldgeschrei gebrauchen, andere Dichter berichten, die arabischen Schaaren hätten „Machemet“ oder gar „Jupiter“ gerufen. Solche Kriegsrufe haben den Zweck, die Angreifenden zu ermutigen, die Gegner zu schrecken, während des Kampfes das Signal zum Sammeln zu geben und in der Noth die Freunde herbeizurufen. Wenn die Fahnen verloren waren, so blieb dem Heere im gemeinsamen Kriegsgeschrei das letzte Mittel, sich immer wieder zusammenzufinden.

Zu diesem Stimmendonner von beiden Seiten schmettern die Trompeten, hallen die Posaunen, dröhnen Trommeln und Pauken. Den Angriff eröffnen Fußsoldaten. Dann entspinnt sich ein leichtes Scharmüzel zwischen den Vortruppen der Heere, und es werden Einzelkämpfe ausgefochten. Nach diesen Einleitungen beginnt das entscheidende Ringen, welches den Angreifenden von dem Heere, welches sich in der Defensiv halten will, dadurch erschwert wird, daß man vor der Front Lanzen, deren Spitzen schräg nach vorn gerichtet sind, in die Erde gegraben und dazwischen Fußangeln herumgestreut hat. Der Führer der angreifenden Hauptschaar reitet derselben einen Bogenschuß weit voraus. Gelingt es, die ersten Glieder der Feinde zu werfen, so stürmt man bald auf die zweiten Schlachthaufen los. Endlich bilden die geschlagenen Abtheilungen nur noch eine zusammengedrängte Masse, die nach hartem Kampfe ebenfalls zersprengt wird.

Das Kriegsgeschrei wiederholend, sich gegenseitig ermunternd, tapfer drauf zu schlagen, brausen mit eingelegten Lanzen die Reitergeschwader über das Blachfeld hin und auf einander los. Gelingt es einem der Helden an der Spitze, in den feindlichen Schlachthaufen einzudringen, so drängt ihm die Schaar der Freunde nach. Die Fürsten greifen wie ihre Ritter thätig in den Kampf ein. Richard Löwenherz verrichtet Wunder persönlicher Tapferkeit, selbst Kirchenfürsten verschmähen es nicht, mit ins Getümmel zu gehen und Schwert und Streitaxt zuschwingen. Der Erzbischof von Mainz, Christian, Legat des apostolischen Stuhles, jagt in einer Schlacht gegen die Bologneser hoch zu Koffe, über dem Harnisch die hyacinthfarbene Tunica, in der Faust die Streitaxt, mitten in die Feinde hinein und tödtet mit eigener Hand neun Mann derselben. Ein anderer Erzbischof von Mainz, Konrad von Wittelsbach, bewährt sich bei der Belagerung von Braunschweig, 1189, gleichermaßen als gewaltiger Kriegsmann.

Eigenthümlich ist die Auffassung, daß ein König zwar am Kampfe theilnehmen darf, daß es aber Frevel ist, die Hand gegen den Gefalbten des Herrn zu erheben. In der Schlacht bei Bremule, am 20. August 1119, thut der Ritter Guilelmus Crispinus einen Streich gegen den fliehenden Franzosenkönig

Ludwig VI., er wird gefangen genommen und entgeht mit Mühe der Hinrichtung. Später war man zwar der Meinung, ein Ritter könne selbst einem Kaiser als gleichberechtigter Kämpfer entgegentreten, aber im Nibelungenliede wird das alte Herkommen noch erwähnt, und im Viterolf darf der Dienstmann zwar drei Schläge gegen den König führen, aber bei Verlust des Lebens und der Ehre keinen weitem.

„Fröhlich“ that in der Schlacht jeder seine Schuldigkeit. Wer sattellos gemacht war, suchte sich zu einem andern Pferde zu verhaseln, der Ermüdete entwand sich dem Getümmel, ruhte aus und kehrte dann ins Gefecht zurück. Beispiele feiger Gesinnung kamen nicht vor, wenigstens wird nichts der Art berichtet. Hestig wogte der Kampf, Feuerfunken sprühten von den getroffenen Helmen und Rüstungen, eine gewaltige Staubwolke schwebte über den Rotten und Geschwadern, bis drei Meilen weit konnte man das Getöse hören. Endlich gewann die eine Partei die Oberhand, der Führer ihrer Gegner ließ das Signal zum Rückzuge geben, oder das Heer desselben floh in Unordnung, nachdem die Hauptstandarte gefallen war. Der Sieger dankte Gott für den glücklichen Ausgang des Kampfes. Vom Besiegten galt das Wort: „Wer verliert, der muß allerwegen Spott zu dem Schaden han.“

Eine besonders lebhafte und wirksame Verfolgung des geschlagenen Feindes scheint der mittelalterlichen Kriegführung fremd gewesen zu sein. Dagegen legte man Gewicht auf die Behauptung des gewonnenen Schlachtfeldes. Wilhelm der Erobrer läßt sein Zelt auf der Wahlstatt von Hastings an der Stelle aufschlagen, wo die Hauptfahne des besiegten Sachsenkönigs gestanden hat. Deutsche wie französische Dichter erzählen, daß die Helden auf dem erkämpften Felde lagern. Der Stricker meint sogar, man müsse drei Tage lang dort verweilen, wenn man sich des Sieges rühmen wolle. Albrecht von Oesterreich blieb nach der Schlacht bei Gellheim nicht weniger als sieben Tage an der Stelle, wo er sie gewonnen hatte. Ehe man sich der Siegesfreude hingab, rief das Heerhorn die eignen Krieger wieder zusammen, man zählte die Helme und Schilde derselben, suchte auf der Wahlstatt die vermißten Freunde, schaffte die Verwundeten zu den Ärzten und hielt bei den Gefallenen die Todtenwacht. Die Verluste der Armeen erfahren wir nur in seltenen Fällen. 1170 besiegt der Graf Balduin von Hennegau mit 3000 Mann den Herzog Gottfried von Löwen, der 30 000 befehligt und 2000 Tode und 6000 Gefangene verliert. In der Schlacht bei Tusculum, 1167, schlägt der Erzbischof Reinold von Köln, der nur 140 Ritter und 500 andere Krieger bei sich hat, die Römer, die 42 000 Mann stark sind, und von denen 9000 niedergebauen und 15 000 zu Gefangenen gemacht werden. Wir zweifeln an diesen Angaben einigermaßen. Ebenfalls verdächtig klingt der Bericht des Chronicon Montis Sereni, nach welchem am 7. Mai

1190 von den 100 000 Türken, die das kaiserliche Lager angriffen, 12 000 getödtet worden seien, während die Kreuzfahrer nur drei Knechte verloren hätten. Wahrscheinlicher ist die Mittheilung des Itinerarium regis Ricardi, der zufolge in der Schlacht bei Arsuf die Türken 7000, darunter 32 Anführer, die Christen 700 Mann auf dem Platze gelassen hätten. Wieder sehr unwahrscheinlich klingt es, wenn in der Schlacht bei Bouvines Kaiser Otto IV. 30 000 Tödtet und Gefangene eingebüßt, Philipp August dagegen nur einen Ritter und einen Knecht verloren haben soll.

Der Sieg wurde durch Gelage gefeiert, die bei Kerzenlicht bis tief in die Nacht hinein dauerten, und bei denen Musikanten lustige Weisen aufspielten. Doch wurden auch die Verwundeten nicht vergessen. Die Aerzte entfernten mit Zangen und Messern die Pfeil- oder Lanzenspitzen, wuschen die Wunden mit Del und Wein, bestrichen sie mit guter Salbe und verbanden sie mit „Wimplin,“ d. h. Charpie. Sie kannten auch schmerzstillende Tränke. Sonst wußten sie nicht viel zu helfen. Am 26. December 1194 brach der Herzog Leopold von Oesterreich bei einem Turnier den Unterschenkel, sodaß die Knochensplitter eine Spanne lang aus der Haut hervorragten. Die herbeigerufenen Aerzte verordneten allerlei, amputirten den Fuß aber nicht. Am nächsten Tage war derselbe schwarz geworden, und jetzt wollte man ihn zwar abnehmen, wagte es aber nicht. Da setzte der Herzog selbst ein Beil auf das Schienbein, und sein Kämmerer schlug mit einem Hammer dreimal darauf, sodaß das kranke Glied abfiel. Die Aerzte verbanden die Wunde, aber am 30. December starb der Fürst daran. Selbst Verwundete vom höchsten Range hatten also von den damaligen Aesculapsjüngern wenig zu hoffen, und so werden die Massen blebsirter Soldaten noch schlimmer daran gewesen sein.

Ebenso wenig beneidenswerth waren die Gefangnen in den Kriegen des Mittelalters, die nach altem Brauche dem Kriegsherrn gehörten, während ihre Rüstung denen zufiel, welche sie bezwungen hatten. Friedrich der Rothbart ließ 1161 sechs gefangnen Mailändern das eine Auge, sechs andern beide ausreißen und wieder sechs andern die Nase abschneiden und ein Auge ausstechen. Richard Löwenherz befahl 1198, als bei einem Gefechte fünfzehn französische Ritter in seine Gewalt gerathen waren, vierzehn auf beiden Augen, den fünfzehnten aber nur auf dem einen zu blenden. Der Einäugige mußte dann seine Kameraden ins französische Lager geleiten, wo man sofort Rache nahm, indem fünfzehn englische Ritter der Augen beraubt wurden. 1170 ließ der englische Ritter Raymund le Gros nach einem Gefecht mit den Iren 70 Gefangne durch ein Mädchen enthaupten. Solche Nichtswürdigkeiten kamen wahrscheinlich nicht oft vor. Aber von einer guten Behandlung der Gefangenen wird nirgends berichtet. Man zog ihnen die Rüstung und ihre besten Kleider aus, band ihnen

die Hände auf den Rücken und die Beine unter dem Bauche des Pferdes zusammen und transportirte sie fort wie Räuber. Oft verband man ihnen auch die Augen und steckte ihnen einen Knebel in den Mund. Die Kerker, in die sie gebracht wurden, waren entsetzlich beschaffen. Vornehme Gefangne legte man in Ketten, geringe Leute wurden paarweise zusammengeschlossen; sie trugen schlechte graue Kittel und Schuhe von Rindsleder. Im Mezeranz heißt es von der Lage der Kriegsgefangnen: „Se zwölf sind an eine Kette gefesselt und stehen unter einem Aufseher; ihr Essen müssen sie sich erbetteln, und man verwendet sie zu schweren Arbeiten, zum Brechen von Bausteinen u. dergl.“ Gräßlich ist, was unsere Schrift von der Art und Weise erzählt, wie die Cremonesen 1250 die in ihre Hände gefallenen Parmesen quälten.

Die feindlichen Heere erlösten einen Theil ihrer in Gefangenschaft gerathenen Leute durch Auswechslung, wobei ein Fürst, ein großer Herr nur gegen eine Anzahl minder bedeutender Krieger freigegeben wurde. Andere Gefangne boten Lösegeld, wobei der Sieger die betreffende Geldsumme festsetzte. Die letztere ist oft sehr beträchtlich. So wurden 1270 die Westfalen des Bischofs von Baderborn bei Fritzlar von den Hessen geschlagen, wobei sie 130 Gefangne verloren. Einer der letztern, Cuno von Barberg kaufte sich mit 1500 Mark, nach heutigem Geldwerthe 60 000 Reichsmark frei.

Hatten die Herren so, durch die Lösegelder der Gefangnen und die erbeuteten Waffen, erheblichen Vortheil von einer gewonnenen Schlacht, so fanden auch die Soldaten auf der Wahlstatt Gelegenheit, sich zu bereichern, indem sie die Todten ausplünderten, was indeß als für einen Ritter nicht anständig angesehen wurde. Fiel nun gar das Lager des Besiegten oder dessen Train in die Hände der Sieger, so konnte mancher arme Teufel zum wohlhabenden Manne werden. So erbeutet nach der Schlacht bei Westcapel, 1253, der König Wilhelm von Holland das Silbergeschirr der Gräfin von Flandern. Allein die Becher und Schüsseln werden auf 30 000 Mark (1 200 000 Reichsmark) geschätzt. Was die Soldaten übrig ließen, das eigneten sich die Umwohner des Schlachtfeldes an. Nach der Schlacht auf dem Marchfelde, 1278, erschienen von drei Meilen im Umkreise her Männer und Weiber, um mit Rechen und Haken die Todten aus dem Flusse zu fischen und sie auszuplündern. Sie wurden dadurch so wohlhabend, daß man die Nachwirkungen noch lange nachher bemerkte.

Nach der Schlacht, in welcher die Straßburger am 8. März 1263 ihren Bischof Walthar besiegten, gingen dieselben, wie Richerius Senonienfis berichtet, „am nächsten Tage auf die Wahlstatt, um die Leichen der Gefallenen auszuplündern. Als sie aber über das Leichenfeld schwärmten, da fand einer von ihnen einen am Boden liegenden Ritter, der kostbar gewappnet war. Und als

er näher kam, bemerkte er, daß noch Leben in ihm war, und fragte ihn: ‚Wer bist du?‘ der Ritter erwiderte: ‚Ich bin der Bruder des Bischofs von Speier, genannt der Landvogt des Elsasses,‘ und fügte hinzu: ‚Wenn du mich an einen sichern Ort führen willst, so will ich dich mit allen Gütern begaben.‘ Jener aber sprach: ‚Vieher möchte ich hier sterben als dich am Leben lassen,‘ und er erschlug ihn. Als er ihn dann der Waffen beraubte und ihm die Rüstung, mit der er bekleidet war, bis zu den Händen auszog, fand er, daß sie, wie das bei Rittern Brauch ist, mit Kettchen festgebunden war. Er befürchtete, daß längeres Verweilen ihm Schaden bringen könnte, und so hieb er dem Ritter beide Hände mit der Rüstung ab, ließ den Verstümmelten liegen und nahm des Ritters Hände sammt den Waffen mit sich in die Stadt.“

Noch blieb den Siegern, bevor sie weiter marschirten, die Pflicht der Bestattung ihrer Todten übrig. Mancher der Letztern hatte schwer gerungen, bevor der Tod ihn erlöste, und was ihm die Sterbestunde besonders schwer gemacht, war der Gedanke, ohne Beichte und Communion scheiden zu müssen. Doch fand sich zuweilen ein Auskunftsmittel. War ein Freund zur Hand, so konnte der das Glaubensbekenntniß des Verscheidenden und seine Beichte hören und ihm statt der fehlenden Hostie ein Blatt in den Mund stecken. Andernfalls verzehrte der Sterbende drei Halme Gras, das er sich noch ausgerauft, und glaubte so wenigstens ein Surrogat für die Hostie genossen zu haben. Die Todten wurden auf Schilden zusammengetragen, worauf man die fremden verbrannte, während man die Freunde auf dem nächsten Kirchhofe bestattete. War kein solcher vorhanden, so begrub man die Leichen unter Hörnerschall in einem großen Massengrabe, worauf die das Heer begleitenden Geistlichen über die Stelle den Segen sprachen. Vornehme Leute bestattete man nicht gern in fremdem Lande. Man zog es vor, ihre letzte Ruhestätte in geweihter Erde, an der Seite ihrer Vorfahren und Angehörigen zu bereiten. Die Leichen einzubalsamiren mangelte es bei einem Feldzuge an Zeit und Mitteln, und so zerstückte man sie, kochte sie in Hirschhäute gewickelt mit Wasser und Wein, bis das Fleisch sich von den Knochen löste, und brachte dann die mit Specereien parfümirten Gebeine nach der Heimat, während man das Fleisch in der Nähe des Schlachtfeldes eingrub. So geschah es mit der Leiche Landgraf Ludwigs III. von Thüringen in Cypern, mit seinem Nachfolger Ludwig IV. in Otranto, mit dem heiligen Ludwig in Karthago und ähnlich mit Friedrich Barbarossa, der in Antiochia „gefotten“ wurde; das Fleisch setzte man in der dortigen Kathedrale bei, die Gebeine brachte man einstweilen nach Tyrus, von wo sie später, wenn Jerusalem gefallen sein würde, in dieser Stadt ihren Platz erhalten sollten.

Zum Andenken an die Gefallnen gründete man zuweilen auf der Wahlstatt ein Kloster. So thaten nach dem Kudrunliede die Hegalinge, welche die

Schlacht auf dem Wülpenfande gewonnen hatten. Das war gewissermaßen ein Siegesdenkmal und zugleich eine fromme Stiftung; denn die Insassen des Klosters waren verpflichtet, für die armen Seelen der Erschlagenen zu beten.

Das geschlagene Heer zog sich möglichst rasch zurück. Wer die Verwundeten in Sicherheit brachte, konnte auf gute Belohnung rechnen. Wer in der Schlacht seine Pflicht vergessen hatte, wurde vom Kriegsgerichte streng bestraft. Beim dritten Kreuzzuge Ludwigs VII. von Frankreich war dem Gaufridus de Rancone und dem Oheim des Königs, dem Grafen von Maurienne, ein Befehl ertheilt worden, den sie nicht befolgten. Dadurch kam das Heer in arge Bedrängniß und erlitt durch die Türken schwere Verluste. Im Lager wurde dann Gaufridus für des Galgens werth gehalten, und nur der Umstand, daß den Oheim des Königs gleiche Schuld traf, bewahrte ihn vor schimpflichem Tode. Im Walliserkriege von 1157 hatte Heinrich von Essex das Heerbanner weggeworfen, den Tod König Heinrichs II. verkündet und so beinahe die Niederlage der Engländer herbeigeführt. 1163 warf ihm Robert von Montfort dies als Feigheit vor, der Ungeschuldigte leugnete, und die Sache wurde durch Zweikampf ausgetragen. Heinrich blieb dabei für todt auf dem Plage und sollte auf Bitten seiner Freunde im nahen Kloster Reading ein ehrliches Begräbniß erhalten. Da kam er wieder zu sich und genas, wurde aber Mönch; denn man erklärte ihn jetzt für ehrlos und seines Erbes verlustig.



Literatur.

Lexikon deutscher Stifter, Klöster und Ordenshäuser. Herausgegeben von Otto Freiherr Grote. Erste Lieferung. Osterreich a. S., A. W. Zickfeldt.

Das erste Heft des vorliegenden verdienstlichen Werkes umfaßt die geistlichen Stifter, Klöster und Ordenshäuser von Aachen bis Brüggem. Der Verfasser giebt kurz die Namen der Ordensgründungen, und zwar nach den Wandlungen, welche dieselben im Laufe der Jahrhunderte erlebten, die Lage, die Diöcese, den Patron, das Jahr der Stiftung, die wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte, die Namen der Güter und eventuell das Jahr der Säcularisation. Am Schlusse jedes Abschnittes folgt die einschlägige Literatur. Wir behalten uns eine ausführliche Beurtheilung des Lexikons, welches die erste Zusammenstellung dieser Art für ganz Deutschland ist, also eine Lücke ausfüllt und ein brauchbares Handbuch zu werden entspricht, bis zur Vollenbung desselben vor.